

Leseprobe aus:

Félix J. Palma

Die Landkarte des Himmels



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Félix J. Palma

Die Landkarte des Himmels

Roman

Aus dem Spanischen von
Willi Zurbrüggen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «El mapa del cielo»
bei Plaza & Janés, Random House Mondadori in Barcelona.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2014
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«El mapa del cielo» Copyright © 2012 by Cronotilus S. L.
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,
nach einem Entwurf der Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
(Abbildung: Getty Images/Dorling Kindersley)
Satz aus der Caslon 540 PostScript, In Design,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25815 2

Inhalt

Erster Teil

9



Zweiter Teil

283



Dritter Teil

615

Für M. J., endlich.

*Und für Alex, der das letzte Wort dieser Geschichte
geschrieben hat.*

«Im kosmischen Maßstab hat nur das Phantastische die
Möglichkeit, einmal wahr zu werden.»

Teilhard de Chardin

«Es ist eitle und lächerliche Anmaßung, als falsch zu ver-
werfen und zu verurteilen, was uns ungewiss erscheint.»

Michel de Montaigne

«Was wissen Sie über den Mars?», fragte Gussew. «Leben dort
Menschen oder Monster?»

Alexei Tolstoi, AELITA

Erster Teil

Wohlan, geschätzter Leser, vertiefe dich ohne Furcht in die Seiten unseres Büchleins, auf denen du unglaubliche Abenteuer finden wirst, die deinen Mut und vielleicht sogar deinen Verstand auf die Probe stellen!

Wenn du glaubst, unser Planet kreise völlig gefahrlos im weiten All, wirst du feststellen, dass uns von den Sternen unermesslicher Schrecken zu treffen vermag.

Daher sehe ich es als meine Aufgabe an, tapferer Leser, dich darauf hinzuweisen, dass du hier vielleicht einem Grauen begegnest, das, als von Gott gesandt, deine unbescholtene Seele niemals für möglich gehalten hätte.

Sollte die nachfolgende Geschichte nicht große Gefühle in dir wecken, erstatten wir die paar Cent, damit du sie für etwas Aufregenderes ausgeben kannst, falls du solches zu finden vermagst.



«Was glaubst du, was das ist, Peters?», fragte ein anderer Matrose, ein gewisser Carson, als wäre der Mestize in dieser Situation eine größere Autorität als selbst der Kapitän.

Peters wartete mit der Antwort und überlegte, ob den Kameraden zuzumuten war, was er ihnen zu enthüllen gedachte.

«Ein Dämon», sagte er düster. «Und er kommt von den Sternen.»

I

Herbert George Wells hätte gern in einer gerechteren und respektvolleren Welt gelebt; einer Welt, in der es so etwas wie eine künstlerische Moral gäbe, die es verböte, das geistige Eigentum anderer zum eigenen Vorteil auszubeuten, und in der jenen gewissenlosen Zeitgenossen, die dies dennoch täten, auf der Stelle ihr sogenanntes Talent verkümmerte und sie dazu verdamnte, das Leben auf genauso undankbare Weise zu fristen, wie dies die Durchschnittsmenschen taten. Doch leider war die Welt, in der er lebte, nicht so. In der Welt, in der er lebte, war alles erlaubt; zumindest glaubte Wells das, und dies nicht ohne Grund, denn nur wenige Monate nach Erscheinen seines Romans *Krieg der Welten* hatte ein amerikanischer Schreiberling namens Garrett P. Serviss die Frechheit besessen, dessen Fortsetzung zu schreiben, ohne ihn darüber zu informieren, offenbar sogar in dem Glauben, dies würde ihm schmeicheln.

Das war auch der Grund, warum der Autor, der seine Werke als H. G. Wells schrieb, an jenem heißen Mittag im Juni ein wenig gedankenverloren durch die Straßen Londons wanderte, der damals größten und stolzesten Metropole des Planeten. Er ging durch Soho und hielt auf die Taverne *Krone und Anker* zu, wo dieser Serviss, der in England weilte, ihn zum Lunch eingeladen hatte, weil er in

seiner heiligen Einfalt glaubte, ein gutes Essen und einige Pint Bier könnten ihrer beider Gedanken so beflügeln, dass sie am Ende brüderlich verschmolzen. Wenn alles gutging, würde das Essen jedoch nicht so verlaufen, wie der naive Serviss sich das dachte, denn Wells hatte ganz andere Pläne, und die hatten nichts mit einer Kommunion von Seelenverwandten zu tun, wie der Amerikaner sie sich vorstellte. Dabei hatte Wells keineswegs die Absicht, ein mutmaßlich bekömmliches Mittagessen in einen Schauprozess zu verwandeln, weil er seinen eigenen Roman als ein Meisterwerk betrachtete, welches durch die Tatsache, dass jemand einen zweiten Teil dazu verfasste, unweigerlich in den Schmutz gezogen würde. Nein, was der berühmte Schriftsteller einzig fürchtete, war, dass ein anderer mit seiner Idee mehr Geld machen könnte als er selbst. Diese Möglichkeit wühlte ihn innerlich sehr auf, ja, sie entfachte einen wahren Sturm in dem friedlichen Teich, mit dem er sein Seelenleben gern verglich.

Im Grunde war es aber so, dass er mit dem *Krieg der Welten* – wie mit allen seinen anderen Romanen auch – unzufrieden war, weil er damit seine eigentliche Absicht nicht erreicht hatte. Er erzählte darin, wie die Erde von Marsbewohnern angegriffen wurde, die im Besitz einer sehr viel höher entwickelten Technologie als die der Menschen waren. Und er setzte dabei auf denselben Verismus, mit dem schon Sir George Chesney seinen Roman *Die Schlacht bei Dorking* angereichert hatte, in dem von einer mutmaßlichen Invasion der Deutschen in England berichtet und an grausigen Einzelheiten nicht gespart wird. Mit einem ähnlichen Realismus, der von ebenso detailverliebten wie haarsträubenden Beschreibungen gestützt wurde, hatte Wells im *Krieg der Welten* davon erzählt, wie die Marsbewohner ohne

jede Mühe und ohne die geringste Gefühlsregung London zerstörten und die in der Stadt lebenden Menschen wie Kakerlaken zertraten. Innerhalb weniger Tage hatten unsere Weltraumnachbarn alle Werte und Selbstachtung der Erdenbewohner mit derselben Gleichgültigkeit in den Staub getreten, wie es die Briten in ihren Kolonien bei den Eingeborenen taten. Sie hatten den Planeten erobert, die Bevölkerung versklavt und die Erde zu einer Art Kurort für die Elite der Marsbewohner gemacht. Und nichts hatte sie aufhalten können. Absolut nichts. Mit dieser düsteren Fabel hatte Wells eine vernichtende Kritik an dem maßlosen britischen Imperialismus, den er aus tiefstem Herzen verabscheute, in die Öffentlichkeit tragen wollen. Da man jedoch glaubte, der Mars sei tatsächlich bewohnt – mit ganz neuen Teleskopen, wie dem des Italieners Giovanni Schiaparelli, waren auf der roten Marsoberfläche Linien zu sehen, die einige Astronomen, als seien sie selbst oben gewesen, sogleich als von einer intelligenten Zivilisation gegrabene Kanäle identifizierten –, hatten die Menschen wirklich Angst vor einer wie im Roman beschriebenen Invasion vom Mars, sodass diese die Aufmerksamkeit der Leser fesselte und sie vom eigentlichen Anliegen des Autors ablenkte. Doch um die Wahrheit zu sagen, hatte Wells das nicht sonderlich überrascht, denn Ähnliches war ihm schon mit seinem Roman *Die Zeitmaschine* passiert, in dem die blöde Apparatur, auf die sich der Buchtitel bezog, den Angriff auf die Klassengesellschaft seiner Zeit, der sich zwischen den Zeilen verbarg, völlig in den Schatten gestellt hatte.

Und jetzt hatte dieser Serviss, der in seiner Heimat einen gewissen Ruf als Wissenschaftsjournalist zu genießen schien, eine Fortsetzung von *Krieg der Welten* geschrieben, mit dem Titel: *Edison erobert den Mars*. Und wovon erzähl-

te Serviss? Nun, der Titel verriet es schon. Thomas Alva Edison persönlich war der Protagonist dieses Romanwerks. Seine zahllosen Erfindungen hatten ihn zu einer Art amerikanischen Helden gemacht, zur allgegenwärtigen Hauptfigur aller Arten von Romanen. In besagter Fortsetzung erfand der unsägliche Edison eine machtvolle Strahlenwaffe, und mit Unterstützung aller Länder der Welt baute er eine Flotte von Raumschiffen mit antigravitorischem Antrieb, die in Richtung Mars aufbrach, um Rache zu üben. Rache, das war sein Thema, nicht mehr und nicht weniger.

Als Serviss ihm seinen Roman geschickt hatte, begleitet von einem Brief, in dem er Wells' Werke so grotesk überschwänglich lobte, dass diesem schier schlecht davon wurde, und ihn mit weitschweifigen Windungen und Umschreibungen praktisch zu zwingen versuchte, seinem Folgewerk den Segen zu geben, da hatte Wells ihm nicht einmal geantwortet. Weder auf diesen Brief noch auf das halbe Dutzend weiterer, die Serviss danach noch schrieb und in denen er unermüdlich Wells' Zustimmung zu ergattern suchte, ja sogar dreist genug war – sich dabei auf Gemeinsamkeiten beziehend, die er in ihren beiden Romanen zu erkennen glaubte –, dem Engländer vorzuschlagen, gemeinsam einen Roman zu verfassen. Wells hatte ihm nie geantwortet, weil er, nachdem er den Roman gelesen hatte, von Zorn und Ekel übermannt worden war. Dieses kindische, steif und hölzern geschriebene Werk stellte eine schamlose Beleidigung für alle Schriftsteller dar, die, wie er selbst, sich bemühten, die Schaufenster ihrer Zunft mit mehr oder weniger anständigen Produkten zu füllen. Sein Schweigen hatte allerdings kein Versiegen der Briefschwemme zur Folge, sondern schien diese nur noch zu verstärken. In seinem letzten Brief nun bat der unverwüsthche

Serviss, da er in einer Woche nach London reise, ihn um die Freundlichkeit, seine Einladung zum Lunch anzunehmen und ihm die Freude zu machen, sich ein paar Stündchen ungestört mit seinem bewunderten Vorbild unterhalten zu können, mit dem er so viele Dinge gemeinsam habe. Also beschloss Wells, sein Schweigen, das ohnehin wirkungslos zu sein schien, zu brechen und die Einladung anzunehmen. Der Lunch schien ihm die beste Gelegenheit, sich vor den Kerl hinzusetzen und ihm zu sagen, was er wirklich von dessen Machwerk hielt. Serviss wollte seine Meinung hören? Seine ehrliche Meinung? Nun, er würde sie ihm sagen. Und ob er das würde! Er konnte sich schon vorstellen, wie der Lunch verlief: Mit unbewegter Miene würde er sich zu Serviss an den Tisch setzen, und mit ruhiger Stimme, die auf keinen Fall den in ihm lodernnden Zorn verriete, würde er diesem sagen, wie sehr ihn der zum Helden hochstilisierte Edison als Hauptfigur angewidert habe, und dass er den Erfinder der Glühbirne für einen wenig vertrauenerweckenden Typen hielt, der seine Erfindungen auf Kosten anderer entwickelte, ein übellauniger Kerl war und sein Vergnügen darin fand, todbringende Apparaturen zu entwerfen. Er würde ihm sagen, dass, mochte man es drehen und wenden, wie man wollte, sein Roman allein wegen der nicht vorhandenen literarischen Qualität und der niederträchtigen Handlung nicht mit dem *Krieg der Welten* zu vergleichen war. Er würde ihm sagen, dass die Botschaft seines Romans der des eigenen diametral entgegengesetzt war und besser zu einem patriotischen Pamphlet passen würde, da die naive Moral, die aus diesem abscheulichen Stoß von Blättern herauszulesen sei, auf nichts anderes hinausliefe, als sich besser nicht mit der Menschenrasse anzulegen, oder genauer: dass es wenig ratsam sei, dem großen Tho-

mas Edison und den Vereinigten Staaten in die Quere zu kommen. Genau das würde er ihm sagen und dazu noch den besonderen Reiz auskosten können, nachdem er sich den Groll von der Seele geredet hatte, diesen Hanswurst von Serviss das Essen bezahlen zu lassen.

Wells war so in seine Gedanken versunken gewesen, dass er, wieder in die Wirklichkeit zurückkehrend, verwundert feststellte, wie seine Schritte ihn in die Greek Street gelenkt hatten, was völlig unnötig war, und er nun vor dem alten, mittlerweile geschlossenen Theater mit der Hausnummer zwölf stand. Lassen Sie sich jedoch nicht von seiner erstaunten Miene täuschen, denn nichts war hier zufällig, da alles im Leben dieses Schriftstellers einem Vorsatz gehorchte, nichts aufs Geratewohl geschah oder einer spontanen Eingebung folgte. Wells war ganz bewusst hier vorbeigekommen; auch wenn er jetzt versuchte, seinen armen Füßen die Schuld zu geben, hatte er es genau auf dieses Theater abgesehen gehabt, dessen Front er mit einem Ausdruck betrachtete, den man nur als heiligen Zorn bezeichnen konnte. Und da ich, im Gegensatz zu Ihnen, die Gründe kenne, die ihn veranlasst haben, hier stehen zu bleiben, sowie auch die Gedanken, die ihn jetzt bestürmen, kann ich ziemlich genau abschätzen, dass er mindestens zehn Minuten in seinen Betrachtungen verharren wird; Zeit genug, um Sie in dieser Geschichte willkommen zu heißen. Gute Erziehung ist neben dem Lachen und dem Ehebruch eines der wenigen Dinge, die uns von den Tieren unterscheiden, und ich erlaube mir den Gedanken, in meiner Eigenschaft, wenngleich sie eine besondere ist, nicht mit Tieren in Verbindung gebracht werden zu können. Betrachten Sie sich also als herzlich willkommen geheißen, und machen Sie sich bereit für eine Geschichte

voll der überschwänglichsten Gefühle, in denen sowohl romantisch veranlagte Damen für die ebenso anbetungswürdige wie gottlose Miss Harlow schwelgen können, die Ihnen vorzustellen ich später das Vergnügen haben werde, als auch beherzte und kühne Männer, die sich von den unglaublich aufregenden Abenteuern mitreißen lassen, welche unsere Helden erleben, allen voran der kleine Mann mit dem Vogelgesicht, der jetzt mit ernster Miene vor dem Theater in der Greek Street steht. Schauen Sie sich ihn genau an. Sie sehen seine auffallend schlanke Figur, sein blondes Oberlippenbärtchen, das seinem kindlichen Gesicht eine männliche Note verleihen soll, den zarten Schwung seiner Lippen und die hellen, lebhaften Augen, in denen man das Aufblitzen einer ebenso scharfen wie wenig praktischen Intelligenz unmöglich übersehen kann. Doch trotz seines gewöhnlichen und wenig heldenhaften Äußeren wird Wells derjenige sein, der die Hauptrolle in dieser Geschichte spielt, deren tatsächlicher Beginn schwer auszumachen ist, die jedoch für ihn – und natürlich für Sie alle – an diesem beschaulichen Morgen des Jahres 1898 beginnt; einem ungewöhnlich strahlenden Morgen, der, wie Sie sehen werden, den Schriftsteller nicht ahnen lässt, dass er in wenigen Stunden eine unglaubliche und wundersame Entdeckung macht, die sein bisheriges Weltbild vollkommen auf den Kopf stellen wird.

Aber ich will nicht lange drum herumreden und Ihnen endlich verraten, was Sie sich bestimmt schon seit einigen Minuten fragen: Warum ist Wells vor diesem alten Theater stehen geblieben? Voller Bedauern vielleicht, dass ein Musentempel geschlossen war, in dem er die besten Theaterstücke seiner Zeit gesehen hatte? Nichts dergleichen. Wie Sie feststellen werden, war Wells nicht anfällig für sen-

timentale Regungen. Er war vielmehr stehen geblieben, weil in diesem alten Theater ein paar Jahre zuvor ein ganz spezielles Unternehmen namens ZEITREISEN MURRAY untergebracht gewesen war. Bedeutet dieses feine Lächeln bei einigen von Ihnen, dass Ihnen diese Firma bekannt vorkommt? Ich muss Ihnen mit leichtem Erröten gestehen, das macht mich ausgesprochen glücklich; aber ich muss auch auf meine übrigen Leser Rücksicht nehmen, und da ich neben verschmitztem Lächeln auch eine ganze Reihe hochgezogener Augenbrauen sehe, hervorgerufen zweifellos von dem seltsamen Namen dieses Unternehmens, möchte ich den neu Hinzugekommenen erklären, dass hier vor zwei Jahren ein sonderbares Etablissement seine Tore geöffnet hatte, um den wahrscheinlich hochfliegendsten Traum des Menschen Wirklichkeit werden zu lassen: die Zeitreise. Einen Traum, den Wells mit seinem ersten Roman *Die Zeitmaschine* unter seinen Zeitgenossen wachgerufen hatte. Das Eröffnungsangebot dieses bemerkenswerten Unternehmens bestand aus einer Reise in die Zukunft, genauer gesagt zum 20. Mai des Jahres 2000; dem Tag, an dem die entscheidende Schlacht um das Schicksal der Menschheit stattfand, so wie sie auf einem immer noch an der Wand des Theaters klebenden Plakat zu sehen war, welches den tapferen Hauptmann Shackleton zeigte, der das Schwert gegen seinen Erzfeind Salomon, den König der Maschinenmenschen, schwang. Noch sollte es über ein Jahrhundert dauern, bis diese denkwürdige Schlacht entbrannte, in der der tapfere Hauptmann die menschliche Rasse vor der Ausrottung bewahrte, wenngleich – dank ZEITREISEN MURRAY – bereits halb England besagte Schlacht gesehen hatte. Obwohl der Preis für die Fahrkarte beträchtlich war, hatten die Menschen wie für eine

neue Oper vor dem Eingang Schlange gestanden, um jener Schlacht beizuwohnen, die ihren armen sterblichen Existenzen verwehrt bleiben würde. Alle außer Wells, dessen Roman das alles ausgelöst hatte und der sich einer Reise in die Zukunft stets verweigerte, obwohl er mehrmals vom Chef des Unternehmens, Gilliam Murray, persönlich eingeladen worden war, welch selbigen die Zeitungen in ihrer typischen Mischung aus Anbiederung und Einfallslosigkeit schon bald als den «Herrn der Zeit» apostrophierten und dessen überraschender Tod in der vierten Dimension die ganze Welt bewegt hatte, was möglicherweise damit zu tun hatte, dass mit ihm auch das Geheimnis der Zeitreisen gestorben war. Wells war vermutlich der einzige Mensch auf der Welt, der nicht eine Träne um den fetten Angeber verloren hatte, zu dessen Gedenken auf einem Platz in der Nähe sogar ein Denkmal errichtet worden war. Dort stand er arrogant lächelnd auf einem Sockel in Form einer Uhr und kitzelte mit einer seiner mächtigen Pranken die Luft, als wolle er einen Zauber herbeilocken, während die andere auf dem Kopf seines Hundes Eterno ruhte, den Wells mindestens so verabscheute wie dessen Herrchen, was aber nicht der mechanischen Treue zuzuschreiben war, die er diesem entgegenbrachte, sondern vielmehr einer generellen Furcht vor Hunden, seit ihn als Kind auf dem Weg nach Bromley ein riesiger Hund angesprungen und so zielstrebig in die Hand gebissen hatte, dass ihm unwillkürlich der Gedanke gekommen war, die Bestie habe nach einem vorgefassten Plan gehandelt.

Darum war er an dieser Stelle stehen geblieben; weil ihn das Theater an die Folgen erinnerte, die er schon einmal zu tragen gehabt hatte, weil er jemandem gesagt hatte, was er wirklich von dessen Roman hielt. Bevor Gilliam Mur-

ray nämlich zum Herrn der Zeit wurde, war er ein junger Mann gewesen, der eine viel bescheidenere Verwandlung anstrebte: Er wollte Schriftsteller werden. In jener Zeit, vor drei Jahren, hatte Wells ihn kennengelernt. Der zukünftige Millionär hatte ihn damals gebeten, ihm bei der Veröffentlichung eines ungenießbaren Romans zu helfen, den er geschrieben hatte, woraufhin ihm Wells unnötig deutlich zu verstehen gegeben hatte, was er von dem Werk hielt. Diese gnadenlose Aufrichtigkeit machte sie unweigerlich zu Feinden, wie ich Ihnen bei anderer Gelegenheit bereits in allen Einzelheiten geschildert habe und woraus Wells eine Lehre zog: Es gibt Momente im Leben, da ist es besser, zu lügen. Denn was hatte es gebracht, Murray die ungeschminkte Wahrheit zu sagen? Nichts. Hätte er das nicht getan, wäre alles ganz anders gekommen. Und was würde es bringen, Serviss die Wahrheit zu sagen, fragte er sich jetzt. Wahrscheinlich ebenfalls nichts. Es war zweifellos besser, nicht die Wahrheit zu sagen. Doch wenn Wells auch in vielen Bereichen des Lebens lügen konnte, ohne dass seine Stimme zitterte, so gab es unglücklicherweise einen, in dem er nicht anders als aufrichtig sein konnte: Wenn ihm ein Roman missfiel, war er nicht imstande, das Gegenteil zu verkünden. Seiner Meinung nach wurde ein Mensch hauptsächlich nach seinem Geschmack beurteilt, und er fand die Vorstellung unerträglich, für jemanden gehalten zu werden, dem der Roman *Edison erobert den Mars* gefiel.

Nach einem Blick auf die Uhr stellte der Schriftsteller fest, dass er nicht länger vor dem Theater verweilen durfte. Es wurde Zeit für seine Verabredung, und so warf er einen letzten Blick auf das Gebäude, verließ Soho über die Charing Cross Road und ging zu der Taverne, in der er mit

Serviss verabredet war. Er hatte sich zwar vorgenommen, den Amerikaner warten zu lassen, um von vornherein seine absolute Verachtung für das, was dieser getan hatte, herauszustellen, doch wenn Wells etwas noch mehr verabscheute, als seinen guten Geschmack zu verleugnen, dann war es, zu spät zu einer Verabredung zu kommen, da er der gutgläubigen Ansicht war, wenn er pünktlich sei, würde man aufgrund einer Art kosmischen Gleichgewichts auch ihn nicht warten lassen. Bislang hatte er allerdings noch nicht feststellen können, dass das eine das andere beeinflusste, denn mehr als einmal hatte er wie ein stocksteifer Gimpel an einer Straßenecke gestanden oder als einsamer Tischgast in einem gutgefüllten Restaurant gewartet. Also überquerte Wells nun die lärmende Strand Avenue, auf der sich das Gewimmel des Universums zusammenzuballen schien, legte an Tempo zu und fiel in dem Sträßchen, in dem die Taverne lag, in einen anmutigen Trab. Auf diese Weise erreichte er den Ort seiner Verabredung mit beispielhafter Pünktlichkeit, wenngleich ein wenig atemlos.

Da er nicht wusste, wie Serviss aussah, verlor Wells keine Zeit damit, durch die Fenster ins Innere zu spähen, wie das sonst seine Gewohnheit war: So pflegte er sich zu vergewissern, ob seine Verabredung schon eingetroffen war, und falls nicht, verdrückte er sich in die nächste Gasse, kam ein paar Minuten später in aller Ruhe zurück und vermied es auf diese Weise, im Lokal warten zu müssen und sich den mitleidigen Blicken der Gäste auszusetzen. Da ein solches Vorgehen heute keinen Sinn ergab, betrat Wells entschlossen das Restaurant und blieb mitten im Lokal stehen, damit dieser Serviss ihn sehen konnte, ließ seinen Blick über die Tische schweifen und hoffte, dass der Amerikaner schon da war und ihn davon erlöste, von den Anwesenden

begafft zu werden. Zum Glück hob fast im selben Moment ein hagerer kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren, den das Leben hart mitgenommen zu haben schien, grüßend den rechten Arm und ließ unter seinem buschigen Schnauzbart ein blasses Lächeln erkennen. Als Wells klarwurde, dass dies Serviss sein musste, glättete sich seine verdrießliche Miene. Er hätte sich einen bedrohlichen und großspurigen Widersacher gewünscht, um keine Gewissensbisse haben zu müssen; stattdessen sah der Mann aus wie ein magerer, halbverhungertes Geier. Er musste sich in Erinnerung rufen, was dieser Kümmerling getan hatte, um das Mitleid zu verscheuchen, das dessen Äußeres in ihm weckte, während er auf die Nische zuing, in der dieser ihn erwartete. Serviss erhob sich und breitete die Arme aus, und seine Gesichtszüge entgleisten schier, als er ihm entgegenlächelte wie ein Waisenkind, das darauf hofft, adoptiert zu werden.

«Welch eine Ehre, Welch ein Vergnügen, Mr. Wells!», rief er unter allen möglichen Demutsgesten, unter denen nur noch der Bückling fehlte. «Sie ahnen nicht, wie ich mich freue, Sie kennenzulernen. Bitte nehmen Sie Platz, haben Sie die Güte! Ein Pint? Kellner, bitte noch eine Runde, dieses Gespräch unter Großschriftstellern muss entsprechend begossen werden. Die Welt würde es sich nie verzeihen, wenn unsere hochfliegenden Reflexionen wegen ausgetrockneter Kehlen versiegteten.» Nach dieser überstürzten Rede, die zur Folge hatte, dass der Kellner, der sich in den gegenständlichen und handgreiflichen Dingen des Lebens gewiss gut auskannte, ihnen beiden einen verächtlich herablassenden Blick zuwarf, wie er ihn für Leute aufsparte, die sich mit etwas so Luftigem wie Kunst befassten, heftete Serviss seine Äuglein auf Wells. «Sagen Sie, George; ich darf Sie doch George nennen? Wie fühlen

Sie sich, wenn jeder Ihrer Romane ein gesellschaftliches Beben hervorruft? Was ist Ihr Geheimnis? Schreiben Sie mit einem außerirdischen Füllfederhalter? Ha, ha, ha ...»

Wells ersparte es sich, über den Witz zu lachen. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und wartete, bis seinem schwachbrüstigen Gegenüber die Luft ausging. Seine traurige Miene hätte eher zu einem Beerdigungsgehilfen gepasst als zu einem, der sich auf ein gutes Mittagessen freute.

«Schon gut, schon gut, George, ich will Sie nicht langweilen», fuhr der andere fort, als sei ihm seine Einfalt peinlich. «Aber ich muss meiner Bewunderung für Sie irgendwie Ausdruck verleihen.»

«Ihr Lob können Sie sich meinetwegen sparen», sagte Wells, entschlossen, so schnell wie möglich die Zügel des Gesprächs in die Hand zu nehmen. «Die Tatsache, dass Sie eine Fortsetzung meines letzten Romans geschrieben haben, spricht ja schon für sich, Mr. Ser...»

«Garrett, bitte, George.»

«Also gut, Garrett», willigte Wells ein. Die Vertraulichkeit, zu der Serviss ihn zwang, behagte ihm so wenig wie die Feststimmung, die er ihrem Treffen gab, da beides es ihm nicht gerade leicht machte, den beabsichtigten Rüffel anzubringen. «Ich wollte sagen ...»

«Aber loben kann man nie genug, meinen Sie nicht, George?», unterbrach ihn der Amerikaner aufs Neue. «Vor allem, wenn es verdientes Lob ist, wie in Ihrem Fall. Und ich kann Ihnen versichern, meine Bewunderung für Sie ist keine Sache von einem Tag oder einer Woche. Ich bewundere Sie seit ... wann? Seit Jahren schon; seit ich *Die Zeitmaschine* gelesen habe. Ein Roman, der umso außergewöhnlicher ist, als es sich um Ihr Erstlingswerk handelt.»

Wells nickte ergeben und wartete, bis Serviss sich in

seiner Haarwuchsmittelverkäufergeschwätzigkeit unterbrechen und einen herzhaften Schluck von seinem Bier nehmen würde. Denn wenn er nicht bald eine Möglichkeit fand, den Wortschwall aufzuhalten und ihm kundzutun, was er von seinem Roman hielt, würde das immer unangenehmer werden, und zwar für sie beide. Doch Serviss schien nicht gewillt, ihm diese Atempause zu gewähren.

«Und welch glücklicher Zufall, dass kurz nach Erscheinen Ihres Romans tatsächlich eine Möglichkeit gefunden wurde, durch die Zeit zu reisen», sagte er, übertrieben den Kopf schüttelnd, als könne er es immer noch nicht fassen. «Bestimmt sind Sie bei erster Gelegenheit ins Jahr 2000 gereist, um die Entscheidungsschlacht der Menschen gegen die Roboter mitzuerleben, oder?»

«Nein, eine Zeitreise habe ich nie unternommen», entgegnete Wells, der absolut keine Lust hatte, sich über dieses Thema zu verbreiten.

«Ach nein? Und warum nicht?», fragte Serviss überrascht.

Wells antwortete nicht gleich und dachte daran, wie er sich, solange es ZEITREISEN MURRAY gegeben hatte, stets eisige Zurückhaltung hatte auferlegen müssen, wenn ihn jemand mit faszinierter Miene darauf angesprochen hatte. Bei solchen, sich ärgerlicher Weise viel zu oft ergebenden Gelegenheiten pflegte Wells die Begeisterung seines Gegenübers mit ein paar sarkastischen Bemerkungen ins Lächerliche zu ziehen, als stehe er über der Alltagswirklichkeit oder weit vor ihr, was andererseits die Masse ja von einem Schriftsteller erwartete, dem sie gewöhnlich höhere und weniger irdische Interessen als die der Normalsterblichen zuschrieb. Manchmal aber, wenn er nicht in Stimmung war für spitze Bosheit, zeigte er sich empört über den exorbitanten Preis der Fahrkarte. Diese Option

wählte er nun auch für Serviss, der ihm, da selbst Schriftsteller, die erste nicht abkaufen würde.

«Weil ich der Meinung bin, dass die Zukunft allen gehört und niemand davon ausgeschlossen bleiben darf, nur weil er die Fahrkarte nicht bezahlen kann.»

Serviss starrte ihn verständnislos an, doch dann vollführte er eine bruske Handbewegung vor seinem Gesicht, als wische er eine Spinnwebe beiseite.

«Ah, natürlich! Verzeihen Sie meine Taktlosigkeit, George. Klar, die Fahrkarte war für arme Schriftsteller wie uns viel zu teuer ...», fehlinterpretierte er ihn. «Um ehrlich zu sein, ich konnte sie mir auch nicht leisten. Dabei habe ich eisern gespart, um einmal mit der berühmten *Cronotilus* fahren zu können. Ich wollte unbedingt den Krieg der Zukunft sehen. Das war mein größter Wunsch. Ich hatte sogar vor, mich, sobald ich mich im Jahr 2000 befände, von der Gruppe fortzuschleichen, um dem tapferen Hauptmann Shackleton die Hand zu schütteln und ihm dafür zu danken, dass er dafür gesorgt hatte, dass all unsere Träume und Hoffnungen nicht auf dem Scherbenhaufen der Geschichte landeten. Denn könnte die Menschheit weiterhin Dinge erfinden und Kunstwerke schaffen, wenn sie wüsste, dass im Jahr 2000 kein Mensch mehr auf der Welt wäre, um sich an ihnen zu erfreuen? Wenn es nur noch Maschinen gäbe und alles, was der Mensch geschaffen hat, verschwunden wäre, als hätte es niemals existiert?» Nach diesen Worten schien Serviss auf seinem Stuhl zusammensinken und schlug einen wehmütigen Ton an. «Aber weder Sie noch ich, George, werden je die Möglichkeit haben, in die Zukunft zu reisen. Wirklich ein Jammer, denn heute hätten Sie bestimmt die Mittel dazu. Sie waren bestimmt ebenso niedergeschlagen wie ich, als Sie erfahren haben, dass das

Zeitreiseunternehmen seine Tore schließen musste, weil Mr. Murray gestorben war.»

«Ja, das war ein ausgesprochener Jammer», meinte Wells ironisch.

«In der Zeitung hieß es, er sei von einem der Drachen verschlungen worden, die in der vierten Dimension leben», erinnerte sich Serviss bedrückt. «Vor den Augen seiner Mitarbeiter, die nichts tun konnten, um es zu verhindern. Es muss schrecklich gewesen sein.»

Ja, Murray war ein spektakulärer Tod gelungen, dachte Wells.

«Und wie kommt man jetzt in die vierte Dimension? Glauben Sie, sie bleibt uns für immer verschlossen?», fragte Serviss.

«Keine Ahnung», antwortete Wells gleichgültig.

«Nun, wir sind vielleicht für andere Dinge bestimmt. Möglicherweise sind wir dazu ausersehen, durch den Weltraum zu reisen anstatt durch die Zeit», tröstete sich Serviss und leerte sein Glas. «Das Firmament ist groß und unergründlich. Und es ist voller Überraschungen, nicht wahr, George?»

«Kann sein», räumte Wells ein und rutschte auf seinem Stuhl hin und her, als säße er auf einer heißen Herdplatte. «Aber ich würde mich jetzt gern über Ihren Roman unterhalten, Mr. Ser..., Garrett.»

Serviss straffte sich und schaute Wells wachsam an, ganz wie ein Fährtenhund, der eine Spur aufgenommen hat. Zufrieden, endlich die Aufmerksamkeit des Amerikaners gewonnen zu haben, nahm Wells einen großen Schluck von seinem Bier, um sich zu stärken und mit dem nötigen Ernst zu wappnen, mit dem das Thema behandelt werden musste. Serviss war die Geste nicht entgangen.

«Bitte, *Garçon*, eine neue Runde, der größte Schriftsteller der Welt ist durstig!», rief er und winkte dem Kellner mit übertriebenem Gefuchtel. Dann wandte er sich wieder Wells zu und schaute ihn erwartungsvoll an. «Nun sagen Sie mir, mein Freund, hat Ihnen der Roman gefallen?»

Wells wartete, bis der Kellner die vollen Bierkrüge auf den Tisch gestellt und ihn mit einem abschätzenden Blick gemustert hatte. Er richtete sich unwillkürlich auf und streckte unmerklich die Brust heraus, als müsse sich die Größe eines Schriftstellers nicht nur in seinen Büchern zeigen, sondern auch in seiner äußeren Erscheinung, dieser zufälligen Ansammlung von Genen, mit der wir auf die Welt kommen und deren Mangel an Autorität wir auszugleichen suchen, indem wir uns alle möglichen Arten von Bärten oder lange Koteletten wachsen lassen, teure Anzüge tragen oder fett werden, bis wir eine respekteinflößende Körperfülle erreicht haben.

«Nun ...», begann Wells, als der Kellner gegangen war und Serviss ihn erwartungsvoll anstarrte.

«Na?» Seine Stimme klang belegt.

«Einige Sachen sind ...», ein paar Sekunden lang, in denen eine abgrundtiefe Stille zwischen ihnen stand, trafen sich ihre Blicke, «... ausgezeichnet.»

Von Ergriffenheit überwältigt ließ sich Serviss geräuschvoll auf seinem Stuhl zurücksinken.

«Einige. Sachen. Sind. Ausgezeichnet», wiederholte er wie in Trance, ließ sich jedes einzelne Wort auf der Zunge zergehen. «Wie was, zum Beispiel?»

Wells griff wieder zu seinem Bier, um Zeit zu gewinnen. Was, zum Teufel, gab es in Serviss' Roman, das man ausgezeichnet hätte nennen können?

«Die Weltraumanzüge. Oder die Sauerstoffpillen», ant-

wortete er, denn die Requisiten des Romans waren das Einzige, was daraus zu retten war. «Sehr ... einfallsreich.»

«Oh, danke, George! Ich wusste, dass Sie meinen Roman großartig finden würden. Ich wusste es», flötete Serviss an der Grenze zur Ekstase. «Wie hätte es auch anders sein können! Sie und ich, wir sind verwandte Seelen, literarisch gesprochen, versteht sich. Obwohl ..., wer weiß, in welcher Hinsicht noch. Oh, mein Freund, wir sind dabei, etwas bisher völlig Neuartiges zu erschaffen. Ist Ihnen das bewusst? Unser beider Romane werden schon bald aus dem Mainstream der Literatur ausbrechen und eigene Wege suchen. Sie und ich, George, werden als die Väter eines ganz neuen Genres in die Geschichte eingehen. Zusammen mit Verne natürlich. Es wäre ungerecht, den Franzmann auszuschließen. Wir drei; wir drei zusammen stehen im Begriff, die Literatur zu revolutionieren.»

«Ich habe nicht das geringste Interesse daran, ein neues Genre zu kreieren», unterbrach ihn Wells, der sich über sich selbst ärgerte, weil es ihm nicht gelang, das Gespräch in die gewünschte Richtung zu lenken.

«Nun, ich glaube nicht, dass es in unserer Hand liegt, das zu entscheiden», sagte Serviss kopfschüttelnd und schien das Thema damit abschließen zu wollen. «Aber um auf Ihren letzten Roman zurückzukommen, George; er ist so überwältigend, mit diesen rochenförmigen Marsraumschiffen, die über London fliegen ... Da wäre allerdings etwas, das ich Sie fragen möchte: Nachdem Sie *Die Zeitmaschine* geschrieben haben, wurde die Zeitreise erfunden. Fürchten Sie nicht, dass jetzt eine Invasion vom Mars folgen könnte?»

Wells starrte ihn an und versuchte herauszufinden, ob er das ernst meinte, oder ob es sich wieder um einen seiner

lachhaften Einfälle handelte; doch Serviss wartete mit vollkommen ernster Miene auf eine Antwort.

«Dass ich eine Invasion vom Mars beschrieben habe, heißt ja nicht, dass ich an ein Leben auf dem Mars glaube, Garrett», erklärte er verdrießlich. «Das war bloß eine Allegorie. Ich habe den Mars als Metapher gewählt, weil er der Gott des Krieges ist, und wegen seiner rötlichen Farbe.»

«Ah, diese beunruhigende Färbung, die das Eisenoxid im vulkanischen Basalt bewirkt, der die Marsoberfläche wie eine blutige Kruste überzieht», ließ Serviss sein Wissen glänzen.

«Meine einzige Absicht war, Kritik an der europäischen Kolonialisierung Afrikas zu üben», fuhr Wells, Serviss' Einwurf ignorierend, fort, «und auf die Gefahren militärischer Forschungen hinzuweisen, in einer Zeit, da Deutschland in einem Maße aufrüstet, das mir, gelinde gesagt, beunruhigend erscheint. Vor allem aber, Garrett, wollte ich den Menschen sagen, dass alles, was uns wichtig ist, ob Wissenschaft oder Religion, vollkommen nutzlos ist angesichts von etwas so Unvorstellbarem wie dem Angriff einer höherentwickelten Spezies.»

Und dabei hatte er, das klang in seiner Predigt ebenfalls an, gleich ein paar Rechnungen mit der eigenen Vergangenheit beglichen, denn die ersten Ortschaften, die von den Marsbewohnern zerstört wurden, waren Horsell und Addlestone, wo er seine nicht gerade übermäßig glückliche Kindheit verbracht hatte.

«Das ist Ihnen gelungen, George! Und wie Ihnen das gelungen ist!», erkannte Serviss bewundernd, aber auch ein wenig zögernd an. «Genau aus diesem Grunde musste ich ja meinen Roman schreiben; ich musste den Menschen die Hoffnung zurückgeben, die Sie ihnen verweigert haben.»

Und diese Hoffnung war Edison?, dachte Wells widerwillig amüsiert und von einem lauen Wohlbefinden durchdrungen, von dem er nicht sagen konnte, ob die geleerten Bierkrüge auf ihrem Tisch der Grund dafür waren oder die bezaubernde Art dieses kleinen Mannes, alles gutzuheißen, was aus seinem Munde kam. Wie dem auch sein mochte; er konnte es nicht leugnen, dieses Treffen, welches er sich sehr viel unerfreulicher vorgestellt hatte, behagte ihm zunehmend. Er wusste nicht wie, aber sie hatten das mit Serviss' Roman bereits angesprochen, und nichts war passiert. Was hätte auch passieren sollen, sagte er sich, wenn er nicht mehr zustande gebracht hatte, als das Wörtchen «ausgezeichnet» zu stammeln, was wohl kein Mensch als Negativvokabel betrachten konnte. Die Folge war, dass Serviss jetzt glaubte, Wells hielt seinen ganzen Roman dafür; und dieser wiederum fühlte sich viel zu schwach, sein eigenes Wort zu widerlegen. Seit mehreren Minuten schon bewegte sich ihre Unterhaltung in eine ganz andere Richtung; warum auf das alte Thema zurückkommen? Um sich gut zu fühlen, indem er Serviss sagte, was er wirklich von dessen Roman hielt, so wie er es vor drei Jahren mit Murray gemacht hatte? Nein, nicht mit Serviss, sagte er sich und war selbst überrascht. Vielleicht verdiente der Mann eine Lektion, weil er es gewagt hatte, eine Fortsetzung von *Krieg der Welten* zu schreiben; aber Wells verspürte gar kein Bedürfnis, ihm diese Lektion zu erteilen. Jetzt fiel ihm auch ein, wie der offensichtlich unfreiwillige Humor, der das ganze Werk durchzog, ihm beim Lesen ein flüchtiges Lächeln auf die Lippen gezaubert hatte. Und obwohl er das Buch aus Ärger über diese unverhüllte Zurschaustellung von Geistlosigkeit und Torheit mehrere Male gegen die Wand geworfen hatte, hatte er

es doch immer wieder aufgehoben und weitergelesen. Die Art, wie Serviss schrieb, weckte eine merkwürdige Sympathie in ihm. Bei seinen delirierenden Briefen war es ihm genauso ergangen. Sie landeten zwar alle im Feuer des Kamins, aber lesen musste er sie. Und wie er hier feststellen konnte, weckte ihr Autor, so armselig und missgeleitet er sich auch zeigte, in ihm dasselbe Zartgefühl wie seine Schriften. Das bedeutete, stellte Wells überrascht fest, dass er auf das beabsichtigte vernichtende Urteil leichten Herzens verzichten konnte, weil er dem Mann nicht schaden wollte, und dass er es bei Murray nicht getan hatte, hatte einzig und allein an dem Widerwillen gelegen, den die von diesem Kerl zur Schau gestellte Überheblichkeit bei ihm ausgelöst hatte. Mit einem Mal verstand er, warum er so mitleidlos mit ihm umgegangen war: Unter dem Vorwand, seinen Roman vernichten zu wollen, hatte er in Wirklichkeit das enorme Ego dieses Mannes vernichten wollen. Serviss dagegen war nur ein armer Teufel; viel zu unsicher und verzagt, um irgendein Ego entwickeln zu können.

«Haben Sie nie daran gedacht, ihm ein anderes Ende zu geben, in dem wir die Marsbewohner besiegen?», riss ihn Serviss aus seinen Gedanken.

«Was?», rief Wells empört. «Was hätten wir auf Erden wohl der Technologie vom Mars, wie ich sie beschreibe, entgegensetzen gehabt?»

Serviss zuckte die Schultern. Darauf hatte er auch keine Antwort.

«Nun, ich habe es jedenfalls für meine Pflicht gehalten, eine Alternative aufzuzeigen, einen Hoffnungsschimmer ...», murmelte er schließlich und ließ mit traurigem Lächeln den Blick durch das vollbesetzte Lokal schweifen. «Ich würde, genau wie alle hier, gerne glauben, dass wir

im Falle einer Invasion von den Sternen wenigstens eine kleine Überlebenschance hätten.»

«Vielleicht gibt es die ja», räumte Wells ein. «Doch mein Vertrauen in die Menschheit ist einfach zu wenig ausgeprägt, Garrett. Falls sich eine Möglichkeit findet, die Marsbewohner zu besiegen, wird das nicht unser Verdienst sein, davon bin ich überzeugt. Vielleicht ergibt sich eine dort, wo wir es am wenigsten erwarten. Davon abgesehen; warum bereitet Ihnen das solche Sorgen? Sind Sie so sicher, dass unsere Nachbarn vom Mars uns überfallen werden?», scherzte Wells.

«Aber natürlich, ganz gewiss, George», erwiderte Serviss ernst. «Ich nehme allerdings an, dass dies erst nach dem Jahr 2000 passieren wird. Bis dahin müssen wir uns ja noch um die Roboter kümmern.»

«Die Roboter? Ach ja, klar ..., die Roboter.»

«Doch früher oder später werden sie uns angreifen, davon bin ich überzeugt», beharrte Serviss. «Oder glauben Sie nicht, dass die Marskanäle von intelligenten Wesen gegraben worden sind, wie Lowell es in seinem Buch behauptet?»

Wells hatte das Buch *Mars* von Percival Lowell, in dem diese These vertreten wurde, natürlich gelesen; er hatte sich ihrer sogar bedient, um seinen eigenen Roman wissenschaftlich zu unterfüttern. Doch von da bis zum Glauben an ein Leben auf dem Mars war es doch ein weiter Weg.

«Ich kann mir vorstellen, dass die Millionen und Abermillionen Planeten des Universums nicht nur eine dekorative Aufgabe haben», antwortete Wells, der das Debattieren über die Existenz von Leben in anderen Welten für eine fruchtlose Übung hielt, «und dass man vernünftigerweise davon ausgeht, dass auf Hunderten von ihnen Bedingun-

gen herrschen, die Leben ermöglichen. Doch wenn wir uns speziell an den Mars halten wollen ...»

«Da muss es nicht einmal Sauerstoff oder Wasser geben», warf Serviss aufgeregt ein. «Auf unserem eigenen Planeten gibt es Lebewesen, wie die anaerobischen Bakterien, die ohne Sauerstoff auskommen. Das verdoppelt die Zahl der Planeten, auf denen Leben möglich wäre. Ich möchte behaupten, dass auf hunderttausend von ihnen Zivilisationen existieren, die höher entwickelt sind als unsere, George. Und ich bin sicher, dass kommende Generationen unerwartetes und überschäumendes Leben auf den Planeten des Himmels entdecken und resigniert feststellen werden, dass wir nicht die einzige und gewiss auch nicht die älteste Intelligenz im Kosmos sind. Wir selbst werden das allerdings wohl nicht mehr erleben.»

«Ich stimme Ihnen zu, Garrett», entgegnete Wells. «Aber ich bin auch davon überzeugt, dass dieses sogenannte Leben absolut nichts mit unserer Vorstellung von Leben zu tun hat. Es zu verstehen, würde uns ungefähr so schwerfallen wie einem Hund das Funktionieren einer Lokomotive zu erklären. Gut möglich, zum Beispiel, dass ihr Existenzbegriff vollkommen frei ist von dem Wunsch, den Weltraum zu erforschen; da mögen wir Erdlinge noch so lange zum Himmel hinaufstarren und uns fragen, ob wir allein im Universum sind. Eine Frage, die sich ja schon Galileo gestellt hat.»

«Ja, wobei er sich gehütet hat, sie allzu laut zu stellen, weil er der Kirche nicht noch mehr auf die Füße treten wollte», scherzte Serviss.

Anmutig wie ein Schmetterling spielte ein Lächeln um Wells' Lippen. Der Alkohol, stellte dieser fest, hatte seine Gesichtszüge weicher gemacht; weich genug jedenfalls,

dass er das Lächeln nicht mehr mit der mürrischen Miene verscheuchen konnte, die er zu Beginn ihrer Unterhaltung aufgesetzt hatte. Zu seiner eigenen Überraschung wollte er das auch gar nicht mehr. Dieses Lächeln hatte Serviss ihm entlockt, also sollte es auch bleiben. Es auszulöschen wäre so, als würde man während eines Florettduellens versuchen, seine Wunden zu nähen.

«Natürlich können wir nicht leugnen, dass der Mensch einen Drang danach verspürt, mit mutmaßlichen Lebewesen aus dem All in Verbindung zu treten», sagte Serviss, wobei er mit der Geste eines Magiers, wie Wells es schien, zwei neue, randvolle Bierkrüge auf den Tisch zauberte. «Erinnern Sie sich noch an diesen deutschen Mathematiker, der das Sonnenlicht mit Hilfe von Sonnenspiegeln, sogenannter Heliotrope, auf die Planeten lenken wollte? Wie hieß der Mann? Grove?»

«Grau. Oder Gauss», mutmaßte Wells.

«Richtig. Gauß. Carl Gauß.»

«Er hat doch auch den Vorschlag gemacht, in der russischen Steppe ein riesiges Dreieck-Trapez aus Fichten zu pflanzen, damit Beobachter aus anderen Welten erkennen könnten, dass es auf der Erde Lebewesen gab, die den pythagoräischen Lehrsatz verstanden», erinnerte sich Wells.

«Ja, stimmt», lachte Serviss. «Er behauptete, jede geometrische Figur müsse als gewolltes Konstrukt interpretiert werden.»

«Und der Astronom mit dem Einfall, in der Sahara einen großen kreisförmigen Graben anzulegen, ihn mit Kerosin zu füllen und nachts anzuzünden, um auf unsere Existenz hinzuweisen?»

«Ja, eine perfekte Zielscheibe!»

Wells ließ sich ein kleines Lachen entlocken, was Ser-

viss zum Anlass nahm, ihm zuzuprosten und seinen Krug in einem Zug leerzutrinken, ihm dabei zuzwinkernd, das Gleiche zu tun. Wells fühlte sich zwar ein wenig genötigt, zeigte sich aber folgsam.

«Das Letzte, was ich gehört habe, ist, dass man Spiegel am Eiffelturm anbringen will, um das Sonnenlicht auf den Mars zu lenken», bemerkte er, während Serviss schon wieder eine neue Runde orderte.

«Heiliger Himmel, welche Hartnäckigkeit!», rief er und schob ihm den vollen Bierkrug hin.

«Und was sagen Sie dazu», begann Wells und stellte überrascht fest, dass ihm die Zunge beim Sprechen nicht mehr recht gehorchen wollte, «dass jedermann auf der Erde zu glauben scheint, die Wesen aus dem All könnten all das sehen, was wir uns ausdenken.»

«Als würden sie ihr ganzes Geld in Teleskope investieren», scherzte Serviss.

Wells musste lachen. Serviss ließ sich davon anstecken und schlug sogar mit der flachen Hand auf den Tisch, was einen kleinen Aufruhr hervorrief und ihnen tadelnde Blicke des Kellners sowie in der Nähe sitzender Gäste eintrug. Doch Serviss ließ sich davon nicht einschüchtern und schlug weiterhin auf die Tischplatte ein, wobei er herausfordernd um sich schaute. Wells sah ihm voller Genugtuung zu, stolz wie ein Vater auf die Streiche seines Söhnchens.

«So, so ... dann glauben Sie also nicht, dass sich jemand die Mühe machen wird, unseren winzigen Planeten, der unbeachtet im endlosen Kosmos kreist, anzugreifen, was, George?», versuchte Serviss eine Zusammenfassung, nachdem er sich wieder beruhigt hatte.

«Ich würde sagen, nein. Wenn Sie genau hinschauen, passieren die Dinge doch nie so, wie wir es uns vorstellen.

Das ist ein beinahe mathematisches Gesetz. Und daher werden wir, zum Beispiel, nie eine Marsinvasion erleben, wie ich sie in meinem Roman beschrieben habe.»

«Ach nein?»

«Niemals», sagte Wells im Brustton der Überzeugung. «Sehen Sie sich bloß all die Romane über Begegnungen mit Außerirdischen an, Garrett. Man könnte glauben, jeder könne so etwas schreiben. Wenn es in der Zukunft tatsächlich zu Begegnungen mit Wesen aus dem All kommen sollte, so wie wir Schriftsteller es beschreiben, wäre das ein Fall von literarischer Prophezeiung, meinen Sie nicht?»

Wells trank einen Schluck, konnte sich aber des unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, soeben etwas Nürrisches von sich gegeben zu haben.

«Ja», räumte der andere ein, der Wells' Ausführungen keineswegs seltsam zu finden schien, «kann sogar sein, dass unsere gutgläubigen Regierenden vermuten, die bösen Außerirdischen hätten uns all diese Ideen mittels Ultraschallstrahlen oder Hypnose ins Unterbewusstsein gepflanzt, um so die Welt auf eine kommende Invasion vorzubereiten.»

«Wahrscheinlich!», platzte Wells heraus.

Auch Serviss brach wieder in schallendes Gelächter aus und hieb zur Verzweiflung des Kellners und der Umsitzenden von neuem auf die Tischplatte ein.

«Also, wie gesagt», fuhr Wells fort, als Serviss wieder zur Ruhe gekommen war, «selbst wenn es Leben auf dem Mars oder sonst einem Planeten unseres Sonnensystems gäbe ...» Er deutete mit majestätischer Geste gen Himmel und stellte verwirrt fest, dass sich dort nur die von dicken Holzbalken getragene Zimmerdecke der Taverne befand. Einige Sekunden lang starrte er sie an, als wäre er tief enttäuscht. «Teufel noch eins ... Wo war ich stehengeblieben?»

«Ich glaube, Sie wollten etwas ... über das Leben auf dem Mars sagen», half ihm Serviss, der ebenso angelegentlich die Decke betrachtete.

«Ah, ja, der Mars ...», erinnerte sich Wells. «Ich wollte sagen, selbst wenn es dort Leben gäbe, könnte man es vermutlich nicht mit unserem vergleichen, weshalb es ebenso absurd wie lächerlich ist, sich eine Invasionsflotte von Marsraumschiffen vorzustellen.»

«Nun ja, aber ...» Serviss versuchte eine ernste Miene aufzusetzen. «Was wäre, wenn ich Ihnen sagen würde, dass Sie sich irren?»

«Mich irren? Sie *könnten* mir nicht sagen, dass ich mich irre, mein lieber Garrett.»

«Es sei denn, ich bewiese Ihnen das Gegenteil, mein lieber George.»

Wells nickte, und Serviss lehnte sich geheimnisvoll lächelnd zurück.

«Wissen Sie, in meiner Jugend war ich besessen von der Idee fremden Lebens im All.»

«Tatsächlich?», entgegnete Wells mit einem dümmlichen Lächeln auf den Lippen, gnädig von Bierdünsten umnebelt.

«Ja, ich durchforstete Zeitungen, Zeitschriften und alte Berichte auf der Suche nach ...», er suchte nach dem richtigen Wort, «Hinweisen. Wussten Sie, beispielsweise, dass 1518 über dem Schiff des Konquistadors Juan de Grijalva etwas erschien, das als eine Art Stern beschrieben wurde, der sich dann, einen Feuerschweif hinter sich her ziehend, entfernte und einen Lichtstrahl auf die Erde warf?»

«Teufel noch eins, ich hatte ja keine Ahnung!», tat Wells empört.

Serviss begegnete seinem Spott mit Nachsicht.

«Ich könnte Ihnen Dutzende ähnlicher Beispiele von der Sichtung fliegender Untertassen nennen, die ich gesammelt habe, George», versicherte Serviss, immer noch milde lächelnd. «Das ist aber nicht der einzige Grund, weshalb ich davon überzeugt bin, dass die Erde schon von Außerirdischen besucht worden ist.»

«Ach nein? Aus welchem Grund sonst?»

Serviss beugte sich über den Tisch und senkte die Stimme zu einem dramatischen Flüstern:

«Weil ich einen Marsmenschen gesehen habe.»

«Ha, ha, ha ... Wo denn, im Theater? Ist Ihnen einer auf der Straße begegnet? Hält die Königin sich einen als neuestes Maskottchen?»

«Das ist kein Scherz, George», sagte Serviss, richtete sich wieder auf und schaute ihn freundlich an. «Ich habe einen gesehen.»

«Sie sind betrunken.»

«Ich bin nicht betrunken, George. Jedenfalls nicht so, dass ich nicht mehr weiß, was ich sage. Und ich sage Ihnen, ich habe so einen verdammten Marsmenschen gesehen. Mit meinen eigenen Augen. Ich habe ihn sogar berührt, mit diesen Händen», beharrte er, und hob seine Hände wie einst Herodes in Erwartung des Wasserbeckens.

Einige Sekunden lang betrachtete ihn Wells mit ernster Miene. Dann brach er in heiseres Gelächter aus, eine Art Krächzen, das die Aufmerksamkeit des halben Lokals auf sie lenkte.

«Sie sind schon ein lustiger Typ, Garrett», sagte er, als er wieder zu sich kam. «Ich verzeihe Ihnen sogar den Roman, mit dem Sie ...»

«Es ist zehn Jahre her, vielleicht auch länger, ich erinnere mich nicht mehr genau», fuhr Serviss unbeirrt fort.